

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG
Jahrbuch 2006

Jugend im Vormärz

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:

Olaf Briese (Berlin), Erika Brokmann (Detmold), Birgit Bublies-Godau (Bochum), Claude Conter (München), Norbert Otto Eke (Paderborn), Jürgen Fohrmann (Bonn), Martin Friedrich (Wien), Bernd Füllner (Düsseldorf), Detlev Kopp (Bielefeld), Rainer Kolk (Bonn), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Christian Liedtke (Düsseldorf), Harro Müller (New York), Maria Pörrmann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2006
12. Jahrgang

Jugend im Vormärz

herausgegeben von

Rainer Kolk

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: www.vormaerz.de

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1 mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt. Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2007
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-611-7
www.aisthesis.de

Sind dann, und wie, die eingangs anzitierten, so hoffnungslos auseinander gehenden, weil von eigenen Zwecken durchsetzten Fremdbeurteilungen Heines neu zu bewerten? Offenbar mussten die Künstler ihr Modell anders sehen als die spontaneren, weil von Traditionen nicht belasteten Zeitgenossen, was heißt: Gibt es zumindest bis 1831 tatsächlich nur den schönen Heine, etwa so wie Kapetzis schreibt: „Die hohe Stilisierung und Idealisierung und der damit einhergehende Verlust von Ähnlichkeit, den die Kommentatoren des 19. Jahrhunderts immer wieder monieren, erklärt sich vor diesem Hintergrunde“ – nämlich der Tatsache, dass Heine primär als Dichtergenie gezeigt wird (anlässlich Ludwig Emil Grimms berühmtem Heine-Porträt, S. 117). Was machen in diesem Kontext eigentlich Karikaturen über Heine? Wieviele gibt es, zu welcher Zeit wurden sie wo veröffentlicht?

Auf der Basis von Liedtkes Buch lässt sich vortrefflich fragen.

Joachim Bark (Stuttgart)

„lasst uns, da es uns vergönnt ist, vernünftig seyn!“ – Ludwig Tieck (1773-1853). Hg. v. Institut für deutsche Literatur der Humboldt-Universität zu Berlin unter Mitarbeit von Heidrun Markert. Bern u.a.: Peter Lang, 2004.

Geistige Verwirrung und erhebliche finanzielle Verluste – dies sind nur einige der unangenehmen Folgen, die sich ergeben, wenn eine ganze Stadt einem sagenumwobenen, selbst ernannten und betrügerischen Magus auf den Leim geht. Ludwig Tieck schildert in der Novelle *Die Wundersüchtigen* aus dem Jahr 1831 kritisch die psychosozialen Folgen abergläubischer Sensationsgier. Die mahnenden Schlussworte des Textes – „lasst uns, da es uns vergönnt ist, vernünftig seyn!“ – hat sich das Institut für deutsche Literatur der Berliner Humboldt-Universität als Titel eines Sammelbandes gewählt. Darin sind die Ergebnisse einer Tagung anlässlich des 150. Todestages des Dichters zusammengefasst. Die Wahl des Titels ist programmatisch: Der wissenschaftliche Fokus der versammelten Beiträge liegt auf dem Erbe der Aufklärung im Werk Tiecks, einem Aspekt, der für sein Schaffen von der Romantik bis zum frühen Realismus kennzeichnend ist, die Rahmenerzählung des *Phantasmus* ebenso prägt wie die späten *Dresdner Novellen*.

Der Begriff Aufklärung ist bei Tieck nicht allein historische Reminiscenz, die er literaturkritisch in Debatten um Poetik und Ästhetik – beispielsweise in der Auseinandersetzung mit dem Jungen Deutschland –

ins Feld führt. Tieck stellt unter anderem den aufklärerischen Fortschrittsglauben wiederholt in Frage. Er greift aber auch Erkenntnisse der aufklärerischen Paradedisziplin, der Anthropologie, ebenso produktiv auf wie Elemente der Erfahrungsseelenkunde, um von hier ausgehend Vorstellungen von Subjekt, Psyche und den Möglichkeiten menschlichen Selbstverständnisses neu zu konzeptionieren und auszuloten.

Diese Aspekte sind von der Germanistik bislang noch keiner genaueren Betrachtung unterzogen worden, denn sie haben erst nach dem „anthropological turn“ innerhalb der Geisteswissenschaften an Bedeutung gewonnen. Unter anderem deswegen tragen die Beiträgerinnen und Beiträger des vorliegenden Sammelbands dazu bei, eine Forschungslücke zu schließen.

Eine in diesem Zusammenhang zentrale Aufgabenstellung verfolgt Alexander Košenina, indem er „Tiecks Abrechnung mit der Berliner Aufklärung“ untersucht, und zwar schwerpunktmäßig anhand des Textes *Denkwürdige Geschichtschronik der Schildbürger*. Der spottlustige Schriftsteller bemängelt darin die Verzerrung genuiner Gedanken der Aufklärung; denn das Streben nach Wahrheit, Wissen und Selbständigkeit ist seiner Auffassung nach im Kontext der Berliner Spätaufklärung umgeschlagen in Selbstgerechtigkeit, -überschätzung und Intoleranz. Für seine Kritik bedient sich Tieck eines ebenso bekannten wie traditionsreichen Stoffs, den er durch Anspielungen auf bekannte Zeitgenossen und intertextuelle Verweise aktualisiert. Indem Košenina solche Bezüge aufdeckt und erläutert, legt er ein Sinngefüge frei, an dem auch die bald lustvoll und engagiert, bald mit bitterem Ernst geführten literarischen Grabenkämpfe zwischen Romantikern und Vertretern von Klassizismus und Aufklärung in nuce ablesbar werden. Košeninas Interpretation zeigt, dass einige von Tiecks Texten auf den ersten Blick eher unscheinbar wirken mögen, aber durch kultur- und literaturgeschichtliche Kontextualisierungen große Bedeutung gewinnen.

Dies verdeutlicht auch der Beitrag von Ralf Klausnitzer. Er widmet der Titel-Novelle des Sammelbandes, *Die Wundersüchtigen*, eine ausführliche Interpretation und zeigt, wie Tieck kulturelles Wissen um die Praxis zeitgenössischer Geheimgesellschaften und okkulte Praktiken darin einarbeitet. In einem weiteren Schritt ordnet Klausnitzer den Text in ein „Feld sozialhistorischer Vorgaben und kollektiver Imaginationen“ (S. 74) ein, das auch durch Romane von Karl Philipp Moritz, Jean Paul und Johann Wolfgang von Goethe geprägt wird. Tieck erweist sich nach Klausnitzers Lesart als aufmerksamer Beobachter, der die sozialpsychologi-

sche Dimension der kontrovers diskutierten Geisterlehre vorführt. Auf eine Pointe der Geschichte geht Klausnitzer allerdings nicht ein: Tieck erzählt – wie es der Titel bereits indiziert – in aufklärerisch-kritischer Manier, das heißt, er liefert in seiner Novelle eine rationale Erklärung für scheinbar übernatürliche Vorgänge. Er leistet damit aber einem Nicolai keine Abbitte, sondern deutet an, dass „wirkliche“ Wunder nur dem Gläubigen und dem poetisch gestimmten Menschen, dem Romantiker, begegnen.

Unter anderem solche narrative Verfahren begründen die Schwierigkeit, einzelne Texte eindeutig einer literarhistorischen Richtung zuzuordnen. Inge Stephan betont deswegen in ihrem Vorwort nicht umsonst die „Fülle und Widersprüchlichkeit des Werks, die die Rezeption des Autors bis heute erschwert“ (S. 10). Einige Beiträge sind – trotz oder gerade wegen dieser Herausforderung – der Periodisierung von Dramen, Erzählungen und Romanen gewidmet, was zu neuen Perspektiven führt: Achim Hölter macht in seiner instruktiven Analyse der *Romantischen Dichtungen* die Vertauschung der Kategorien als „Ungewißheit“ (S. 116) stiftendes Moment aus, was nicht als inhaltliche Konstante in Tiecks Werk, sondern auch als dessen poetisches Konzept verstanden werden kann. Durch die Überführung des Gewöhnlichen in Ungewöhnliches, des Tragischen in Komisches, des Nichtigen ins Bedeutsame, des Pathetischen ins Ironische und umgekehrt zerstört Tieck – um nicht zu sagen: dekonstruiert – traditionsmächtige gattungspoetische Zusammenhänge. Auf formaler Ebene entspricht dieser Darstellungsweise des „Ungewissen“ die wechselseitige Durchdringung dramatischer und epischer Elemente. Gleichzeitig erscheint die Bedeutung des literarisch Geschilderten aus der Perspektive der handelnden Figuren immer schon vielschichtig, uneindeutig, rätselhaft, der Ratio nur bedingt zugänglich.

Auch Wolfgang Rath widmet sich in seinem Beitrag Tiecks häufiger Betonung irrationaler Elemente. Rath legt dabei den Schwerpunkt auf Träume und auf die Thematisierung des Wunderbaren. In diesen inhaltlichen Konstanten sieht der Interpret eine Absage Tiecks an die ordnungschaffende Kraft des Verstandes und zieht – wie schon in seiner gründlichen Tieck-Monographie – eine weit reichende Schlussfolgerung: „Ludwig Tieck [...] hat“, so die These Wolfgang Rath, „als erster die neue Weltsicht, die Kant entwickelt hat, künstlerisch ausgewertet und darüber die Denkkoordinaten der Moderne erstellt.“ Rath erkennt Ansätze hierzu zwar „schon in der Spätaufklärung“ (S. 149), führt jedoch Tiecks Roman *William Lovell* als erste konsequente literarische Umsetzung

der von Kant formulierten erkenntnistheoretischen Problemstellungen an. So betrachtet, erweist sich Tieck einmal mehr als sensibler Diagnostiker, der die gewaltigen kulturellen und gesellschaftlichen Wandlungen seiner Zeit registriert und verarbeitet. Dies gilt sowohl für die philosophische als auch für die sozio-politische Ebene, in Bezug auf die zunehmende Verstädterung beispielsweise, wie dies Sabina Becker in ihren Anmerkungen zur „Urbanität als romantische Kategorie. Stadt-Bilder Ludwig Tiecks“ ausführt.

Weitere Beiträge sind der Ossian-Rezeption, der Entwicklung von Tiecks dramatischen Dichtungen im literarhistorischen Kontinuum, der Position des Subjekts, dem Sinn und Unsinn der Philologie, der Beziehung Tiecks zur Familie Reichardt und der Rezeption des Tieckschen Werkes in Dänemark gewidmet. Zwei bislang ungedruckte Briefe Tiecks aus der Entstehungszeit der Romantik, ein Text von Günter de Bruyn zu Tod und Bedeutung Tiecks ergänzen den informativen, gelungenen Band.

Ärgerlich sind nur einige unschöne Fehler beim Seitenumbruch und bei den Verweisen (S. 15-16, 236). Es erleichterte zudem die Orientierung, wenn die fünf Abteilungen, zu denen die Aufsätze zusammengefasst sind, eine Überschrift trügen und nicht nur durch römische Ziffern markiert wären. Es ist aber ein nicht zu unterschätzendes Verdienst der Beiträgerinnen und Beiträger, dass sie den *Runenberg* und die anderen sehr populären märchenhaften Erzählungen weitgehend ausgespart und statt dessen ihr Augenmerk auf weniger Bekanntes gerichtet haben. So stellt York-Gothart Mix die Frage, wie sich Tiecks emphatische Beziehung zur Kunst mit den Mechanismen des Buchmarktes vereinbaren ließ. Mix' Ausgangspunkt ist die Feststellung, dass das „Verhältnis von ökonomischer Praxis und ästhetischem Anspruch“ (S. 247) im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert kompliziert wird: Mit dem Rückgang des Mäzenatentums gewannen Künstler an Unabhängigkeit, büßten aber soziale Stabilität ein. Zwar entstand mit der neuen geistigen Elite des Bürgertums eine neue Leserschaft und Käuferschicht, gleichzeitig aber wuchs damit die Abhängigkeit des Schriftstellers von den Erwartungen und Ansprüchen seines Publikums. Die normierende Macht des Verkäuflichen führt dazu, dass der Künstler als selbständiger Produzent einer Ware auf epochentypische Geschmacksvorlieben Rücksicht nehmen muss, wenn er seinen Lebensunterhalt allein durch schriftstellerische Tätigkeit sichern will. Mix skizziert unterschiedliche Strategien der gelegentlichen Anpassung und Abgrenzung von den Marktmechanismen bei Friedrich Schiller, August Bürger, den Schlegel-Brüdern und Ludwig

Tieck, die dem utilitaristischen Denken des Bürgertums überwiegend kritisch gegenüberstanden.

Literarisch gestaltet Tieck die „Negation des Ökonomischen und die Sakralisierung der Ästhetik“ (S. 247) in seinem Künstlerroman *Franz Sternbalds Wanderungen*. Das darin skizzierte Dürer-Zeitalter erscheint als Gegenentwurf zur eigenen Situation und zur Realität des zeitgenössischen Kunstmarktes. In Tiecks emphatischer Imagination sind damit Erinnerungen an leitbildhafte Konzepte einer alternativen – im Rückblick deutlich idealisierten – Lebenspraxis und Arbeitsform bewahrt.

Dass es im realen Geschäftsleben nicht ohne Reibereien und Schwierigkeiten abging, zeigt Doris Reimers Analyse der Beziehung Tiecks zu seinem Verleger Reimer. Bislang wenig beachtete buchhandelsgeschichtliche und biographische Zusammenhänge beleuchtet auch Christine Roger in ihrem instruktiven Aufsatz zu den Shakespeare-Übersetzungen von Schlegel und Tieck. Sie führt den Erfolg dieser beiden Übersetzer unter anderem darauf zurück, dass sie den zeitgenössischen Publikumsgeschmack stärker berücksichtigten als beispielsweise der konkurrierende Johann Heinrich Voss und seine Söhne. Deren Verzicht auf glättende Flickwörter und die Beibehaltung von Unregelmäßigkeiten im Versbau verhinderten ebenso wie ein zu hoch kalkulierter Verkaufspreis und eine zu bescheidene Ausstattung einen wirtschaftlichen Erfolg der Übersetzung. Andere Shakespeare-Übersetzer wie Carl Joseph Meyer scheiterten, weil sie den Originaltext allzu frei behandelten. So verrät diese Untersuchung des Buchmarktes auch einiges über literarische und philologische Standards, die nicht zuletzt Tieck selbst für viele Jahrzehnte durch seine Übersetzungen und auch durch sein übriges Werk nachhaltig prägte.

Inge Stephan erwähnt denn auch in ihrem Vorwort ausdrücklich Ludwig Tiecks Verdienste als Philologe und Schriftsteller, als Fürsprecher von Kleist, Novalis und Lenz und als Übersetzer Shakespeares und Cervantes'. Dass die wissenschaftliche Beschäftigung mit Leben und Werk Ludwig Tiecks auch heutzutage offensichtlich noch der Begründung bedarf, ist bedauerlich. Die einzelnen Beiträge des Bandes zeigen doch, dass und warum dies gerade nicht nötig ist! Trotzdem scheint es immer noch opportun, eine kritische Distanz recht deutlich zu signalisieren: Auch in diesem Vorwort fehlt der in der Tieck-Forschung obligatorische Hinweis auf die Zweitrangigkeit und auf die vielen Wissenschaftlern verdächtige Leichtigkeit mancher Werke nicht. Neben Tiefsinnigem auch „bloß“ Unterhaltendes geschrieben und als Lohnschreiber Gelegenheits-

werke produziert zu haben, ist in Deutschland immer noch schlecht fürs literarische Image. Und das hat Tradition: Von einer „Anti-Hagiographie“ gar (S. 18) spricht der bekannte Tieck-Forscher Roger Paulin: Das negative Tieck-Bild, dessen Herkunft und Entwicklung Paulin in seinem Beitrag zu Leben und Werk des Dichters nachzeichnet, sei auch heute noch nicht überwunden. Doch gerade der Sammelband der Humboldt-Universität mit seinen informativen Beiträgen wird hierzu beitragen.

Anne-Rose Meyer (Hamburg)

Detlef Kremer (Hg.): Die Prosa Ludwig Tiecks. (*Münstersche Arbeiten zur Internationalen Literatur, Bd. 1.*) Bielefeld: Aisthesis, 2005.

Das Ansehen Ludwig Tiecks in der Literaturwissenschaft hat sich seit einigen Jahren beträchtlich gebessert. Es ist mein Eindruck als Außenseiter gewesen, daß das frühere herablassende Urteil über den nachempfindenden, opportunistischen Literaten aus dem unterschwelligen Verdacht herrührte, daß er trotz aller zukunftssträchtigen, erzromantischen Experimente und des Weltruhms als „König der Romantik“ im Grunde kein echt gläubiger Romantiker, sondern ein ironisch-distanzierter, vielleicht noch von der Aufklärung infizierter Mime gewesen ist. Da die quasireligiöse Auffassung der Romantik inzwischen weniger zwingend geworden ist, ist es leichter geworden, gleichmütig anzuerkennen, wie er besonders in der Prosadichtung wie kaum ein anderer Schriftsteller den Übergang von der Romantik in den Vormärz absolviert hat. Diese Entwicklung wird in den Beiträgen zum Colloquium an der Universität Münster im Februar 2004 zu Ehren des hochverdienten Tieck-Spezialisten Ernst Ribbat mehr oder weniger chronologisch beleuchtet.

Claudia Stockinger betont die Nähe von Tiecks Arbeiten für Nicolais *Straußfedern* zu Moritz' Erfahrungsseelenkunde und den Unterschied zwischen dem „echten“ Selbst und dem konformierten, teilweise aus der Literatur angeeigneten Selbst; mit der „Aufwertung des Wunderbaren zu einer neuen Form der Wirklichkeit, in der sich die Phantasie wie in einer Traumwelt verliert“ (S. 28), fange Tieck schon an, über den Horizont Nicolais hinaus zu reifen. Nach Uwe Japp löst Franz Sternbald nie das Problem, ob die Kunst einen gesellschaftlichen Auftrag hat oder zwecklos sein soll, ob sie der Religion dient oder selbst Religion ist. Seine innersten Gedanken hört er von anderen Künstlern, die aber alle nicht dasselbe sagen, so daß „eine eindeutige Tendenz sich hieraus gerade